

Zeitschrift: Mitteilungen des Deutschschweizerischen Sprachvereins
Herausgeber: Deutschschweizerischer Sprachverein
Band: 25 (1941)
Heft: 11

Rubrik: Briefkasten

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 06.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

wenn die zwei e am Ende den Akzent auf sich ziehen, so bedeuten doch anderseits die beiden f eine so starke Befestigung des a, daß der Akzent, fürs erste, kaum über diese Doppelhürde springen kann. Was folgt daraus? Die übliche deutsche Schreibweise dieses Worts enthält bereits die Widersprüche seiner Aussprache in sich: man müßte es, eindeutig, entweder „Raffe“ oder „Rassee“ schreiben, wollte man schriftbildlich die Betonung festlegen. Indes, seit wann werden im Deutschen die Wörter so gesprochen wie geschrieben? Für diese Ausnahmen gibt's bekanntlich so viele Beispiele, daß man sie ruhig als Regel betrachten kann: die Aussprache richtet sich nicht nach der Schreibung, auch im Deutschen nicht. Somit können wir auch den Rasse weiterhin so schreiben und entweder so aussprechen, als wäre von einer Rassee die Rede oder aber von einem . . . Café.

Der Wiener pflegte zu lächeln, wenn der ihn besuchende Berliner „Raffe“ sagte — der Berliner seinerseits war in diesem Punkt immer tolerant, vermutlich weil ihn die Wiener Aussprache an das französische Café erinnerte, das er ja gelten läßt. Brockhaus, dessen Lexikon wir zu Rate ziehen, setzt unters a einen Punkt, zum Zeichen, daß der Akzent aufs a zu fallen hat; der wird aber auch gleich begründet durch „Raffa“, die südabessinische Landschaft, aus der die Pflanze gekommen zu sein scheint. Nun fragt sich noch, wenn anders jenes Raffa so gesprochen wird, wie zu erwarten steht, ob nicht auf dem Umweg durch die Türkei dem arabischen „kahwa“ der Akzent von vorn nach hinten gerutscht ist: denn im Türkischen, das wissen wir, liegt die Betonung fast durchwegs auf dem auslautenden a — und die Türken waren es ja, die das edle Getränk nach Wien brachten, damals, als sie die Stadt belagerten. Die Wiener Version erklärt sich freilich auch durch das Rasseehaus: und dieses ist von Haus aus ein „Café“, denn das erste Rasseehaus stand in Marseille, nicht in Wien (so unglaublich das auch klingt!). Abgesehen ist es eine Schlamperei, „Casse“ oder „Cassée“ oder „Rassé“ zu schreiben; entweder deutsch oder französisch!

Der Streit zwischen nord- und süddeutscher Aussprache steht also auf der Kippe. Was tut man in diesem Fall? Man geht zu . . . Goethe. Denn bei Goethe findet sich bekanntlich alles, und außerdem hat Goethe die Autorität des größten Autors für sich, nicht wahr? — Nun, eine seiner Farcen, der „Prolog zu den neuesten Offenbarungen Gottes, verdeutscht durch Dr. Karl Friedrich Bahrdt“ (Gießen, 1774), beginnt mit den Versen:

So komm denn, Kind, die Gesellschaft im Garten
Wird gewiß auf uns mit dem Rassee warten.

Nach dem Rhythmus dieser Verse zu schließen, dürfte bei Goethe der Ton auf das a gefallen sein; das Gegenteil anzunehmen, hieße: einen sehr holprigen Vers hinnehmen, der sich vom wohlgefügten Auf und Ab der ersten Zeile hörbar unterscheidet. Vollends klar wird Goethes Aussprache des Rassees aus einem Vers des Gedichtes „Das Neueste von Plundersweilern“. Die fünfte Strophe dieses Gedichtes, das man ebenfalls unter den Farcen zu suchen hat, beginnt mit den Versen:

Wie man denn schon seit langen Zeiten
Läßt Cassée öffentlich bereiten . . .

Hier zweifellos fällt der Ton auf das a — aber was merken wir bei dieser Gelegenheit? Goethe schreibt „Cassée“ . . . also schlampig? Gemach! Man erinnere sich gefällig, daß zu Goethes Zeiten das C eine jedem Humanisten geläufige und liebe Vorzugsstellung vor dem R hatte: schrieb man doch damals auch „Canzlei“.

Goethe also, der es wissen muß, entscheidet den Streit zugunsten der norddeutschen Aussprache — und er, der Mitteldeutsche ist gewiß unparteiisch! Kein Wiener darf also fernerhin den Kopf schütteln, wenn ein Herr aus Berlin oder Bern „Raffe“ sagt: er sagt's mit Goethe. B.
Aus dem „Bund“.

Briefkasten.

L. J., J. Sie haben offenbar einmal Wustmanns „Sprachdummheiten“ gelesen; daher Ihr Entsetzen darüber, daß wir im Briefkasten der letzten Nummer (an H. Bl., J.) den Satz, in dem die Rede war von einer „Sumnummer, welche“ als richtig erklärt haben, während Sie darin eine „grobe Unrichtigkeit“ sehen. „Was ist Wahrheit?“ Gewiß ist das bezügliche Fürwort „der, die, das“ viel älter als „welcher, welche, welches“, aber dieses kommt doch auch schon bei Luther vor: „Euch ist heute der Heiland geboren, welcher ist Christus“ (Luk. 2,11). Offenbar der Abwechslung wegen sagt er auch: „Daß du nicht scheinst vor den Leuten mit deinem Fasten, sondern vor deinem Vater, welcher im Verborgenen ist; und dein Vater, der in das Verborgene sieht, wird dir's vergelten öffentlich“. Auch bei den Klassikern kommt „welcher“ nicht selten vor; Goethe schreibt: „Die Verehrung, welche Gellert vor allen jungen Leuten genoß, war außerordentlich“. Auch Storm, der sorgfältige Stilist, empfindet es offenbar angenehm zur Abwechslung: „Von dem Ackerstück, an welchem wir vorüberkamen, vernahm man die kurzen Laute der Brachvögel, die unsichtbar in den Furchen lagen“. Auch dieser Satz ist aus Storm: „Mit seinen dunklen Augen, in welche sich die ganze Jugend gerettet zu haben schien, und welche eigentümlich von den schneeweißen Haaren abstachen, sah er ruhig umher oder in die Stadt hinab, welche im Abendsonnenduft vor ihm lag“. Vielleicht die schlimmste „Welcherei“ hat sich Gottfried Keller geleistet in „Romeo und Julia auf dem Dorfe“: „Sie horchten ein Weilschen auf diese eingebildeten oder wirklichen Töne, welche von der großen Stille herrührten, oder welche sie mit der magischen Wirkung des Mondlichtes verwechselten, welches nah und fern über die grauen Herbstnebel wallte, welche tief aus den Gründen lagen“. Für das Schrifttum zwischen 1750 und 1850 hat man festgestellt, daß von 2000 Fällen etwa ein Drittel mit „welcher“ gebildet sind. Dieses „welcher“ ist nur scheinbar das fragende Fürwort; in Wirklichkeit ist es entstanden aus dem unbestimmten Fürwort „iwelcher“, und erst als (im 14. Jahrh.) das f (in dem das Wörtchen „so“ steckte), abgefallen war, fielen bezügliches und fragendes Fürwort lautlich zusammen. Abgesehen ist „der“ auch nicht von Anfang an bezügliches, sondern nur hinweisendes Fürwort gewesen. In der Sprache aber entscheidet zu allererst nicht die Sprachlehre, sondern der Sprachgebrauch, und wenn ein Sprachgebrauch schon fast fünfhundert Jahre alt und sehr verbreitet ist und auch bei anerkannten Schriftstellern vorkommt, darf man nicht mehr sagen, er sei falsch. Andererseits ist daran auch kein Zweifel möglich, daß das bezügliche Fürwort „der, die, das“ nicht nur viel älter, sondern auch einfacher, leichter, natürlicher und deshalb dem etwas schwerfälligen „welcher, welche, welches“ vorzuziehen ist. Wir können also sagen: „welcher“ ist gut (oder wenigstens nicht schlecht), „der“ aber ist besser, und das Bessere ist des Guten Feind. Darum fahren Sie nur tapfer fort, jedem Mitarbeiter Ihres Blattes „ohne Ansehn der Person und ohne Widerrede“ dieses „welcher“ auszumergen. Es gibt freilich Leute, die einen leisen Bedeutungsunterschied heraustüfteln zu können glauben. — Umsonst. Auch darin hat Wustmann recht, wenn er sich nicht scheut, „der“ oder „die“ oder „das“ unmittelbar nach dem gleichlautenden Geschlechtswort (oder „Artikel“) zu setzen und z. B. zu sagen: „Ein Mann, der der Gefahr entgegenzutreten wagte“ oder „die Wiese, durch die die Straße führte“ oder „das Tau, das das Fahrzeug am Ufer festhielt“. Man ist gegen diese Wiederholung in den Schulen viel zu ängstlich; denn diese Wörter sind ja nur auf dem Papier, nur für das Auge, in der Schreibsprache gleich; für das Ohr, — und einzig darauf kommt es an, — für die lebendige Sprache, für die Sprechsprache klingen sie verschieden; das erste ist stärker betont als das zweite, und es kommt einem kaum zum Bewußtsein, daß sie geschrieben gleich aussehen. Wir sprechen nicht „der der“, sondern „deer dr“. Aber sogar der von Schulz erneuerte Wustmann gibt zu, daß das „welcher“ unter Umständen nützlich sein könne, nämlich, wenn auf den ersten Relativsatz ein anderer folgt, der sich auf ein Wort des ersten bezieht: „Gefüge, die bestimmte Einrichtungen zum Gegenstande haben, welche nur bei der katholischen Kirche vorkommen“. Da weiß man sofort, daß der zweite Relativsatz dem ersten unter- und nicht etwa nebengeordnet ist. Dabei sei es zu empfehlen, zuerst „der“ zu verwenden und erst an zweiter Stelle das etwas voller klingende „welcher“.